

Predigt über Lukas 17, 11 – 19 (14. Sonntag nach Trinitatis;

Pfr. Schiemel)

„Und es begab sich, als er nach Jerusalem wanderte, dass er durch Samarien und Galiläa hinzog. Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzigte Männer, die standen von ferne und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser! Und als er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde? Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“

Liebe Gemeinde,

„Undank ist der Welt Lohn.“ Dieses Sprichwort wird vielen von uns spontan zum Gleichnis von den zehn Aussätzigten einfallen. „Undank ist der Welt Lohn.“ Mit diesen Worten beklagen wir Situationen von Unbedanktsein, und meistens sind wir es selber, denen der Dank geschuldet wird; wohl eher selten denken wir darüber nach, dass wir selbst undankbar gewesen sind und wie wir unsere Haltung zum Besseren wenden könnten. Wir verbuchen uns gerne auf die Seite des Dankbaren und schütteln den Kopf über jene neun Geheilte, die sich sofort in ihr neues altes Leben stürzen und vergessen, wer ihnen Gutes getan hat.

Finden wir uns aber nicht vielmehr in genau diesen neun, die irgendetwas ganz Wichtiges oder ein Bündel von Gründen am Dankbarsein gehindert hat? Was hält uns von der Dankbarkeit ab? Da wäre einmal die Selbstverständlichkeit. Dass wir heute das Licht des neuen Tages gesehen haben, dass wir aus dem Bett gekommen sind, dass das Wasser frisch und das Frühstück in der Regel stärkend war und ist alles so selbstverständlich, so sehr Routine. Wir merken es gar nicht mehr. Wer nichts mehr merkt, ist nicht mehr dankbar, kann nicht mehr dankbar sein. Anders wird es erst, wenn eine dieser vermeintlichen Selbstverständlichkeiten ausfällt, wenn wir in irgendeiner Weise einen Mangel erleben, wenn etwas nicht mehr so ist, wie wir es gewohnt waren.

Ein anderes Dankbarkeitshindernis ist die Vorstellung, jemandem Dank zu schulden. Vielleicht gehören Sie zu den Menschen, die meinen: Wenn ich dankbar „sein muss“, dann schulde ich dem anderen etwas. „Wie kann ich das nur wieder gut machen?“, fragen wir uns, oder gar „Wie kann ich mich revanchieren?“ Als sei ein Geschen oder ein Gefallen eine Störung, ein Schaden, der wieder in Ordnung gebracht werden muss. Dann doch lieber nicht dankbar sein. Oder Sie gehören zu jenen, die misstrauisch werden, wenn ihnen Gutes widerfährt. Irgendein Haken wird da wohl dran sein. Und ganz bestimmt lässt die Quittung nicht lange auf sich warten.

Dann gibt es die Lebensdeutung „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Diese Vorstellung hat ja wirklich einiges für sich. Wir haben unser Leben selbst im Griff und alles unter Kontrolle. Bei diesem Selbstverständnis ist nicht nur ein Unglück eine Infragestellung der Weltordnung, sondern eben auch unverdientes, geschenktes Glück. Da muss man dann zugeben, dass man nicht alles in der Hand hat. Stattdessen reden wir uns vielleicht ein, dass wir uns alles selbst zu verdanken haben.

Und dann ist da noch die Sache mit dem halb leeren Glas. Vielleicht sind unsere Gedanken und Empfindungen vor allem auf das konzentriert, was uns belastet oder was wir befürchten. Wer so empfindet, sieht wenig Anlass zum Danken. In bestimmten schwierigen Lebenslagen wäre Dankbarkeit wohl auch wirklich zu viel verlangt. Andererseits soll es Menschen geben,

die auch unter schlimmen Bedingungen noch zum Dank finden, und zwar nicht aus Pflichtgefühl, sondern von Herzen.

Viele starke Gründe gibt es also gegen die Dankbarkeit. Wenn wir trotzdem dankbar sind, dann geht das wohl nur unter bestimmten Voraussetzungen. Wir sehen das Gute und nehmen es nicht als selbstverständlich. Wir empfinden Dank als etwas Fröhliches und nicht als abzutragende Schuld. Wir sind bereit, manches Gute als Geschenk aufzufassen, das wir uns nicht verdient haben, auf das wir nicht stolz sein können, das uns von woanders beschert wurde. Und wir sind in der Lage, die dunklen Seiten unseres Lebens und unserer Welt zwar zu sehen, uns von ihnen aber nicht niederdrücken zu lassen.

In unserem Predigttext erfahren zehn Menschen etwas unerhört Gutes. Aber nicht alle erfahren sie das Heilsame, das aus dem Dank erwächst. Fürs erste geht es in der Episode von den zehn Aussätzigen, wie sie in der Lutherbibel überschrieben ist, um Heilung. Aber wann genau passiert diese Heilung? Am naheliegendsten ist wohl die Vorstellung, dass die Aussätzigen auf dem Weg zu den Priestern geheilt werden, die die Heilung bestätigen sollten. Denn unterwegs merken alle zehn: Die Symptome sind weg! Nichts ist mehr vom Aussatz zu sehen!

Wo könnte Heilung außerdem schon stattgefunden haben? Schon als Jesus in die Nähe dieser unberührbaren Menschen kommt. Als die Aussätzigen sich in ihrer Not an Jesus wenden und ihn anflehen. Als Jesus zu ihnen spricht. Als die Zehn Vertrauen zu Jesus fassen und tun, was er sagt: Als sie sich auf den Weg machen.

Jeder Abschnitt in unserer Geschichte ist ein Schritt in Richtung Heil-Sein. Das Entscheidende der Heilung kommt aber nur bei dem Einen zum Abschluss, beim Dankbaren. Nur zu ihm sagt Jesus: „*Dein Glaube hat dir geholfen.*“ Dabei hat der Glaube der anderen auch ihnen geholfen, sonst hätten sie sich ja erst gar nicht zu den Priestern auf den Weg gemacht. Der Glaube des einen aber, dieser Glaube in der Farbe der Dankbarkeit, hat ihm offenbar noch einmal ganz anders geholfen. Dieser Eine merkt sein Heil-Sein, und sofort, also ohne das priesterliche Gesundheitszeugnis abzuwarten, läuft er zurück, preist Gott und bringt Jesus laut hörbar und gut sichtbar seinen überhaupt nicht stillen Dank.

Und was ist aus den anderen geworden? Wo sind sie geblieben? Jesu Frage bleibt unbeantwortet. Wahrscheinlich gingen sie unverzüglich zu den Priestern, ließen sich ihre Gesundheit bestätigen und kehrten nach Hause zurück. Dort versuchten sie, an ihr altes Leben wieder anzuknüpfen, von dem die Krankheit sie abgeschnitten hatte. Und die schlimme Episode in der Aussätzigenkolonie haben sie schnell zur Seite geschoben, „vergessen“ unter Anführungszeichen.

Fast könnte man meinen, das Leben war bald wieder so, als sei nie etwas gewesen - keine Krankheit, keine Einsamkeit, keine Angst, keine Verzweiflung. Und: keine Heilung. Das routinierte, selbstverständliche Leben. Jeden Morgen ganz selbstverständlich die Augen öffnen, aufstehen, frühstücken, den Alltag in Angriff nehmen. Ganz selbstverständlich - das klingt neben wohliger Sicherheit auch nach Automat, nach Roboter, nach Gedankenlos, nach Gefühllos.

Nur zu dem Nicht-Selbstverständlichen, dem Achtsamen, dem Dankbaren sagt Jesus: „*Dein Glaube hat dir geholfen.*“ Bei den anderen hat sich äußerlich etwas getan. Damit mögen sie Gott etwas schuldig geblieben sein. Aber mehr noch sind sie sich selbst etwas schuldig geblieben. Das geheilte Leben ist ihnen selbstverständlich geworden. Ein Geschenk, das ich nicht in Dankbarkeit auspacke, bleibt ein äußerliches Geschenk und ist im tieferen Sinne eigentlich gar keines.

Was nehmen wir nun aus der Geschichte von den zehn Aussätzigen mit? In den meisten Situationen werden wir uns wohl in den neun eiligen Geheilten wieder finden. Vielleicht können wir uns aber hin und wieder vom dankbaren Samariter ermutigen lassen. Wenn wir hinschauen, hinhören, hinfühlen, dann stehen die Chancen gut, heute noch ins Danken zu kommen - und auf diese Dankbarkeit mit Worten und Taten der Solidarität und

Nächstenliebe zu antworten. Dann würde auch für uns die Zusage Jesu gelten: „*Dein Glaube hat dir geholfen.*“ Und diese Hilfe würde nicht bei uns bleiben, sondern jene Menschen erreichen, die gerade in diesen Tagen auf unsere Unterstützung, auf unser Interesse, auf unser Engagement angewiesen sind. Amen